



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pröhle, Heinrich: Pfingstwanderung im Jahre 1847 : eine Skizze. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Pfingstwanderung im Jahre 1847.

Eine Skizze.

### I.

Rudelsburg. — Burgscheidungen. — Sachsenburg. — Frankenhäusen. — „Wir sind politisch“ in Atern. — Kuffhäuser und Rothenburg. — Poetische Gastwirthschaft. — Weishalb der Sohn eines Nachters ein Jäger wurde. — Die Musensöhne bei Einsiedlers. — Nachtigallen-Crawall.

„An der Saale kühlem Strande!“

Sang ein Bursch' vor meiner Thür,  
Und er weckt' in meinem Herzen  
Auf vergessne Heimwehs Schmerzen,  
Schöne Rudelsburg, nach Dir!

Wer sitzt jetzt vor meinem Krüge?  
Wirfst den Deckel jetzt zurück ...  
Liest daran still meinen Namen  
In dem ausgeschnittenen Rahmen ...  
Trinkt ...? Ich wünsch' ihm Freud' und Glück!

Gott bescheere diesem Wandrer  
Immer solchen Labetrank!  
Wo er geht auf Gottes Erden  
Einen freundlichen Gefährten,  
Schöne Weiber und Gesang!

Wenn der geneigte Leser in Jena oder in Halle studirt hat, so wird er die Sehnsucht kennen, welche diese Verse aussprechen.

Wie wandert sich's von Halle bis nach Jena  
So schön, den blanken Schläger in der Hand!

Diese Worte schrieb ich schon früher in einer frohen Stunde einst in das Fremdenbuch der Rudelsburg, welche der Mittelpunkt und Sammelplatz zwischen Halle und Jena ist, und sie erklären vielleicht zum Theil den Zauber, der über dieser alten Ritterburg schwebt, auf der ein fröhlicher Gesang und das Deckelflören der mächtigen hölzernen Humpen nur selten verstummt.

Aber auch, wenn ich sie zeigen könnte, wie ihr Bild hier über meinem Sopha hängt, schon der würde mir hoffentlich zugeben, daß sie reizender und lieblicher aus der Verschlingung von Bergen, Thälern, Wiesen, Fluß und Wald hervorragt als die meisten andern Burgen unseres Vaterlandes. Wie eine frische Wasserpflanze erhebt sie sich inmitten der aus der Fülle und Schönheit blühender Auen uns entgegenlachenden Natur.

Die Rudelsburg eröffnet eine Reihe thüringischer Burgen, welche sich in der bei Freiburg beginnenden goldenen Aue bis nach dem Kyffhäuser hinziehen und in historischer Hinsicht fast alle bedeutender sind als sie. Da ist sogleich Burgscheidungen, welsch' ein gewaltiger Ort! Man hat ermittelt, daß es die Hauptstadt des alten thüringischen Reiches gewesen ist, und will sogar vermuthen, daß es sich einst zwei Stunden weit im Unstruthale erstreckt hat. „Manche Quadratmeile thüringischer Boden ist mehr werth, ist denkwürdiger als die ganze Mark Brandenburg sammt Pommerland,“ sagt Wegel, und diese Worte finden auf den Raum, den einst Burgscheidungen eingenommen hat, gewiß Anwendung. Die Gelehrten nehmen an, daß der alte Stamm der Thüringer, der früher mit den mächtigen Gothen vereinigt war, im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung da, wo zwischen dem thüringer Walde und der Elbe fruchtbare Auen und Weidestriften sich ausbreiten, ein selbstständiges Reich begründete, welches unter mächtigen Königen zu einer bedeutenden Macht gelangte, so daß die Grenzen dieses Reiches sich auf eine Zeit lang bis zur Donau und zum Rhein ausdehnten. Die treulose Gattin eines der frühesten thüringischen Könige warf sich dem Frankenkönige Childerich in die Arme. So wurde sie die Mutter des mächtigen Chlodwig, aber zugleich die Ursache beständiger Fehden zwischen Thüringen und Franken. Seit dieser Zeit stand es fest, daß von beiden Völkern, welche schon früher selten einig gewesen waren, eins aus der Geschichte verschwinden müsse; und es verschwand der Stamm der Thüringer, welcher unter Hermanfried bezwungen wurde. Diesem Hermanfried schickte in sehr alterthümlicher Weise der König Theoderich seine Nichte Amalberge nach Burgscheidungen „als eine Zierde seines Hofes, als eine Vermehrerin seines Geschlechts, als eine treue Gehülfin seiner Rathschläge, als eine liebliche Süßigkeit der Ehe,“ wie es in dem köstlich weisen Begleit-schreiben heißt, das er ihr mit nach Thüringen gab. In diesem Begleit-schreiben dankt Theoderich dem Hermanfried zunächst für die „nach Sitte der Völker ihm bestimmten Gaben, jene silberfarbenen Rosse, die sich für hochzeitliche Geschenke ganz eignen.“ Ihre Brust und ihre Schenkel seien durch schwellendes Fleisch mäßig gehoben, die Rippen erstreckten sich in

einiger Länge, der Leib sei eingezogen, der Kopf und die ganze Gestalt gleiche dem Hirsche, den sie auch an Schnelligkeit nachahmten. Man ruhe auf ihnen mehr als daß man angestrengt werde u. s. w. Aber „diesen edlen Haufen wohlgebändigter Thiere“ werde er weit übertroffen finden durch die beifolgende Amalberga. — Schwerlich ist dieser Vergleich zu kühn gewesen: denn Amalberga (welch' stolzer Weibename!) wußte Hermanfried in ihren Armen so zu fesseln, daß er selbst das Völkerrrecht vergaß, wenn es galt ihre Wünsche zu erfüllen. Von den vereinigten Franken und Sachsen völlig geschlagen, flieht er nach Burgscheidungen. — Niemand suche dort übrigens noch einen Stein von seiner alten Veste. An die Stelle seiner Hauptstadt ist ein thüringisches Dorf, an die Stelle seiner Burg ein im Rococogeschmacke erbautes ziemlich junges Grafenschloß getreten. Nichts kann uns hier an eine lange Vergangenheit erinnern als die etwas unheimliche Natur. Besonders wenn die Schluchten, welche uns von dem Abhange der umliegenden Berge entgegenähhnen und sich weit in das Gebirge hineinverzweigen, um alles Thau- und Regenwasser zu sammeln und der Anstrut zuzuwälzen, an dunkeln Regentagen sich füllen, wenn der Herbstwind klagend über das ganze Thal hinstreicht: dann mag eine aufgeregte Phantasie immerhin in einem Winkel des Parks unter den uralten Tannen von ganz ungewöhnlicher Größe, an denen die Anstrut ziemlich dicht vorbeifließt, den alten Thüringerkönig Hermanfried mit seiner geliebten Amalberga spazieren gehen sehen und auch der alte Herr Basin mit seiner treulosen Schönen, der Mutter Chlodwigs, und andere gekrönte Häupter mögen sich zu ihnen gesellen.

Wir gehen nun weiter die raschfließende Anstrut hinauf und kommen nach Memleben (Minnelebo), wo die sächsischen Kaiser so gern verweilten, wo Heinrich der Finkler und Otto der Große starben. Es war eine schöne Zeit, wo die Kaiser in Deutschland noch keine festen Sitze hatten, sondern den Glanz ihrer Krone hin und hertrugen wie die Sonne den ihren; es war eine schöne Zeit, als ein Finkenheerd, ein Fluß, der durch häufiges Austreten aus seinen Ufern, wie die Anstrut, einige Sumpfvögel anlockt, an denen der Jagdliebhaber Wohlgefallen hat, als ein liebliches Thal, eine lachende Wiese, ein schöner Forst und — wer könnte das in Memleben übersehen? — fruchtbare Kornfelder und heerdenreiche Triften noch die ganze Herrlichkeit des Königthums an einen stillen, traulichen Ort locken konnten. Niemand hat auf diese Weise sein Leben wohl so genossen als die sächsischen Kaiser und vorzugsweise der Vogelsteller.

Wenn man in Memleben, durch das Wirthschaftsgebäude des Ant-  
Grenzboten. III, 1847.

manns und von da über den Gutshof geht, so findet man im Garten noch einige Reihen herrlicher Bogenwölbungen als Ueberreste des alten Kaiser-schlosses. Die ehemaligen Eingänge des alten Schlosses sind vermauert; ein gemüthlicher Pächter hat hier und da grünangestrichene Gartenbänke und Tische vor sie hingestellt und mag auf der Stelle behaglich mit seiner Frau Kaffee trinken, wo Heinrich I. und Otto der Große aus und eingingen. -- Unter seinem Garten befindet sich eine Crypta, wo diese Männer zu beten pflegten.

In historischer Hinsicht bedeutend sind auch die beiden Sachsenburgen und Frankenhäusen. Die Sachsenburgen wurden an einem Passe erbaut, um das Eindringen der Franken in das Unstrutthal zu verhindern. Diese aber hatten zu Frankenhäusen (nach dem die bekannte Schlacht im thüringischen Bauernkriege genannt wurde), festen Fuß gefaßt. Beide Orte mußte ich auf meiner Wanderung zur Linken liegen lassen.

Doch es wird Zeit, daß der Leser etwas erfährt von den Menschen, welche jetzt diese in historischer Hinsicht so wichtige, wenn gleich noch immer zu wenig beachtete Gegend bewohnen. Treten wir in ein Wirthshaus der Stadt Artern, wo wir sogleich Gelegenheit haben, ein Gespräch über einen Gegenstand des bürgerlichen Lebens mit anzuhören. Es ist die Rede von irgend einer öffentlichen Rechtsverletzung, und ein zur Opposition gehöriger Bürger bemerkt, daß man sich das nicht brauche gefallen zu lassen. „Denn“ — sagte er — „wir sind politisch. Das macht der Wiener Congreß.“ Freilich collossaler Unstimm! Aber dennoch that es mir leid, daß diese zwar etwas confuse, aber gesunde thüringische „Politik“ jetzt auf den Berliner Landtage durch die schwächlichen Reden des Herrn Bürgermeister Gier aus Mühlhausen vertreten werden sollen.

Die „güldne Aue“ scheint ihren schönen Namen nicht von einem Poeten, sondern von einem Deconomen erhalten zu haben, der vergnügt auf die weiten, blühenden Felder hinschaute, welche eine gute Ernte versprachen. Diese werden zum großen Theil mit Rapps bestellt, der bekanntlich eine gelbe Blüthe hat und sehr einträglich ist. Wer ein paar von diesen Rappsstücken besitzt, welche sich dort an den sanften Erhöhungen hinziehen, die das Unstrutthal einschließen, der kann in der güldnen Aue ein behagliches Dasein führen bis an sein seliges Ende.

Diesen gesegneten Landstrich durchwanderte ich am Tage vor Pfingsten, um einer Einladung zu folgen, die ich zum Feste von dem einsamen Bewohner der Rothenburg erhalten hatte. Je näher ich dem Rücken des Kyff-

häuserberges kam, auf dem sie liegt, um so mehr belebte sich die Gegend. Denn wegen seiner günstigen Lage ist der Kyffhäuser zu Pfingsten der Ziel-  
punkt für die Reisen zahlreicher Studenten aus Göttingen, Halle, Leipzig  
und Jena.

„Schönes Wetter zum Ferien, meine Herren!“ sagte, auf den heitern  
blauen Himmel zeigend und den Hut vom Kopfe ziehend, ein alter thürin-  
gischer Landwirth, indem er auf einem stattlichen Klepper an einer kleinen  
Schaar von Studenten vorbeitrabte. — Bei diesem „schönen Wetter zum  
Ferien“ gelangten wir alle, Studenten und Philister, auf den Kyffhäuser.

Die Kyffhäuserburg (oder wie das Volk sagt, der Kipphäuser) ist  
eine große gewaltige Ruine, von der besonders noch der von der Sage ge-  
feierte alte Thurm steht. Darinnen sitzt der Rothbart, sein Bart ist durch  
den steinernen Tisch gewachsen; um ihn ist seine schöne, holdselige Tochter,  
welche oft junge Hirten, die zur guten Stunde kommen, zum Vater hinab-  
führt, damit sie ihm von der neuen Zeit erzählen. „Fliegen die Raben noch  
um den Thurm?“ so fragt er Jeden, der zu ihm niedersteigt. „Weh' mir,  
so muß ich noch hundert Jahr sitzen!“

Nächst dem märchenhaften Thurm ist das sogenannte Erfurter Thor  
am Besten erhalten. Wenn Du dieses Thor, oder vielmehr eine bescheidene  
mit Moos ausgelegte Glasthüre, welche in demselben angebracht ist, öffnest,  
so trittst Du in ein gemüthliches Stübchen, welches ein biederer Thüringer,  
der auf der Kaiserburg eine Wirthschaft anlegte, sich aus einer Bogenwöl-  
bung des alten Schlosses zurecht gemacht hat. In diesem Stübchen zeigt  
man denn auch, rechts an der Thür in einer Mauernische, unweit des Ofens,  
das Bild des Kaisers für einen Silbergroschen. Draußen vor den Wöl-  
bungen des Thores steht ein grasender Lastesel, welcher das Bild vom  
Dasein des Kaisers auf dem Kyffhäuser zu einem ähnlichen nicht weniger  
gutmüthigen abrundet, wie das Bild des Heilandes in der Krippe, wo  
Dechlein und Egelein brüllen und die Engelein singen. Auch sieht der  
Herr Wirth auf dem Kyffhäuser so väterlich aus, daß er wohl mit dem  
Pflegevater Joseph verglichen werden könnte.

Von der Burg Kyffhausen (welche, beiläufig gesagt, die Historiker eine  
Zeit lang von Julius Cäsar erbaut sein ließen, um ihren Namen mit Be-  
quemlichkeit von dem lateinischen *confusio* ableiten zu können), führt ein  
schöner Waldweg auf dem Rücken des Gebirges nach der Rothenburg.  
Noch einmal wandte ich mich auf demselben um nach dem alten Kaiser-  
thurme. Er glänzte herrlich im Abendsonnenschein; aber eine Schaar von

Raben umflatterte ihn. — Weh' Dir, Du deutscher Kaiser, so mußt Du noch hundert Jahre sitzen!

In der Nähe der Rothenburg stößt man auf planirte Spaziergänge und findet bequeme Tische und Bänke. Ganz versteckt unter gewaltigen Felsblöcken liegt eine Einsiedelei, welche als Wirthshaus dient. Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der Besitzer der beiden Ruinen Rothenburg und Kyffhäuser, will nicht, daß der Eindruck, welchen die Trümmer machen, durch den Contrast, den ein modernes, ihnen gegenüberstehendes Gebäude bilden würde, gestört werde, und hat daher zum Bau eines Gasthäuschens nur diesen Ort angewiesen. Mehr aber als durch diese gewiß zu billigende Vorichtsmaßregel wird einem störenden Eindrucke dadurch vorgebeugt, daß der Wirth ein poetisches Gemüth ist, das sich von dem Gedanken, hier auf dem Rücken des Kyffhäuserberges, mitten im Walde, dicht neben der Ruine eines alten Mitterschlosses zu wohnen, lebhaft ergriffen zeigt. Er sucht daher sein Wesen der romantischen Umgebung so viel als möglich anzunähern; der kleine untersezte Mann, mit dem offenen aber pfliffigen Gesicht, hat sich Bart und Haar wachsen lassen, über das Strohdach seiner „Klause,“ welche die Inschrift trägt: ora et labora — ein langes, hölzernes Kreuz gefest und sich sogar eine Kutte angeschafft, in der er besonders dann erscheint, wenn der Fürst die Rothenburg besucht. Die reichen, wunderbaren Sagen dieser Gegend, die ganze Romantik des Orts, wo „mancher mit einem Steine nach einer Kuh wirft, der mehr werth ist als die Kuh selbst,“ lockte in früheren Jahrhunderten immer von Neuem Menschen in die Ruinen Kyffhäuser und Rothenburg, welche hier ihr Leben in einsamer Schwärmerci zubrachten: viele gruben unablässig nach Schätzen, viele gaben sich für den erwachten Kaiser Friedrich aus und noch nach der Reformation berichtet ein Chronist mit einem gewissen Entsetzen, daß die Ruine Kyffhausen von einem Gremiten bewohnt werde. Als den letzten von diesen praktischen Romantikern können wir in der That unsern Rothenburger betrachten, bei welchem mehr der Hang zum beschaulichen Lebenswandel in diesem verzauberten Walde die Aussicht auf einen billigen Gewinn durch Feilhalten von Speisen und Getränken für die Reisenden zum Vorwande zu nehmen scheint, als umgekehrt. Einen tiefen Sinn für die Natur kann man ihm nicht absprechen. Wie Jean Paul sagte: „Und wenn ich jeden Morgen den Sonnenaufgang sähe und jeden Abend ihn beschriebe, ich würde doch wie die Kinder rufen: noch einmal! o noch einmal!“ — so rühmt er sich seit seinem achtjährigen Aufenthalte auf der Rothenburg den Aublick keines Sonnen-Aufgangs und

Untergangs versäumt zu haben. Auch feiert er seine Umgebung in Gedichten, die er gern seinen Gästen vorträgt und von denen er bereits zwei Bändchen herausgegeben hat mit dem Motto:

Ich bin ein Laie freilich nur  
Im Dichten, sowie in der Liebe;  
Jedoch verlieh mir die Natur  
Für beiderlei Gefühl und Triebe.  
D'rum wollt, Ihr Musen und Ihr Frau'n,  
Auf dies, nicht auf die Worte schau'n.

Kann man von einer poetischen Gastwirthschaft reden, so muß ich die auf der Rothenburg so nennen. Der Knabe, welcher während der schönen Tage im Jahre, wo die Reisenden häufiger vorsprechen, hier als Kellner dient, ist bald hier, bald da im Walde beschäftigt, sei es um trocknes Holz zum Kaffeekochen zu lesen, oder zu andern Zwecken; und wenn der Einsiedler nach ihm verlangt, um die Gäste zu bedienen, so ruft er mitten in den Wald hinein, und bald kommt der Kellner aus der tiefsten Waldeinsamkeit herausgesprungen. Wer draußen auf dem Plage vor der Rothenburg etwas bestellt, wird gewiß, sobald der Wirth in die Hütte geht, um ihn zu befriedigen, in derselben alsbald ein fröhliches Lied erschallen hören: denn ohne Gesang verrichtet der Einsiedler nicht die geringste Arbeit. Als wir uns in der Klause schon zur Ruhe begeben und das Licht gelöscht hatten, trug er noch einen Abendsegen vor, den er selbst gedichtet hatte. Während der Nacht hörten wir ein vorübergehendes Geräusch draußen in der Ruine; wahrscheinlich war ein Stein von dem alten geborstenen Thurme niedergefallen. Als ich nun den Einsiedler am andern Morgen sehr früh draußen in der Nähe seiner Klause handiren und mit einem Hammer klopfen hörte, versäumte ich nicht ihn zu necken, weil er so früh aufgestanden sei, um seinen alten Thurm zu flicken, der einzustürzen und seine Hütte zu verschütten drohe.

Es war jedoch noch keineswegs spät am Tage, als ich selbst schon mit dem wackern Förster Rode, der aus seinem eine Viertelstunde von der Einsiedelei entfernten Jägerhause zu einem Morgenbesuche gekommen war, auf dem Rasenplage vor der Rothenburg saß und den Kaffee trank. Er erzählte mir viel Schönes von Hirschen und Rehen und von seinen treuen Hunden. Auch erzählte er mir, wie er selbst in den grünen Wald gekommen ist.

Sein Vater war Deconom und der wollte, daß der Sohn nicht wieder

Deconom, sondern ein Waidmann werden solle. „Dort im Forste,“ sagte der alte Pächter, „da tritt kein Hagelschaden und kein Viehsterben ein, und wenn der Sturm einmal eine Eiche abbricht, oder es stirbt Dir ein Reh, so bist Du darum noch kein geschlagener Mann. So geh' denn hin, mein Sohn, mit der Büchse zum grünen Walde in Gottes Namen!“ — Der Förster rauchte aus einer Nehkrone, die mit einer grünen Pfeifenschnur geschmückt war, an der einige schöngebogene Fuchszähne befestigt waren, weiß wie Elfenbein und scharf wie Nadeln; am Pfeifenkopfe war ein Hirsch abgebildet, und darunter stand: „Waidmanns Heil.“

Gegen sieben Uhr kam die Frau des Rothenburgers, welche in Kebra wohnt, herauf, um ihren Mann in der Bewirthung der zu erwartenden Gäste zu unterstützen; und noch vor Mittag wurde es nun auch sehr lebhaft bei Einsiedlers, denn die Studenten, mehr als hundert an der Zahl, kamen, um den Schatten in den kühlen Laubengängen der Rothenburg aufzusuchen, welchen sie auf dem Kyffhäuser schmerzlich vermisst hatten. In einem der Gänge wurde eine lange Tafel zurecht gerückt. An dieser Tafel zechend, in den Laubengängen und in der Ruine zerstreut fand sie, nach einem prächtigen Sonnenuntergange, die Nacht. Viele hatten sich auf den umliegenden Dörfern, die zum Theil zwei Stunden entfernt waren, das Nachtquartier bestellt und zogen mit Gesang in Schaaren dahin ab, um am andern Morgen abermals die Burg Kyffhausen zu besuchen; aber eine große Anzahl konnte sich nicht von der Rothenburg trennen, und der Einsiedler mußte für dreißig bis vierzig Personen ein Nachtlager herrichten. In einer sehr geräumigen, hölzernen Bude, die er in einiger Entfernung von seiner Klause aufgeschlagen hat, um auch einer größeren Gesellschaft Schutz gegen Wind und Wetter bieten zu können, schüttete er Stroh auf und überließ es einem Jeden, sich darin eine Grube zuzubereiten. Am andern Morgen gab es gar wunderliche Dinge von diesem Nachtlager zu erzählen. Mitten in der Nacht war man mehrmals durch ein Rascheln des Strohs geweckt, welches daher rührte, daß Jemand einen förmlichen Raubzug durch die Bretterbude anstellte, um hier und dort einem Kameraden Stroh wegzunehmen, um dadurch seine eigene Lage zu verbessern; so sah man bei Tagesanbruch einen zukünftigen Pfarrherrn, der sogar seine Pausbacken behaglich mit Stroh zugedeckt hatte, um sie vor der Nachtkühle zu schützen. — Ein anderer, der zu viel getrunken haben mochte, fragte von Stunde zu Stunde, ob denn Niemand seinen Rock, seinen Stock, seine Mütze, seine Brieftasche, seinen Ring und seine Börse gefunden, da er dies Alles verloren habe, und schlief,

wenn er keine Antwort bekam, ganz ruhig weiter als wäre nichts geschehen. Hierdurch ermuntert führte dann auch, mit seltener Ergebenheit in sein Geschick, stets ein zweiter eine lange Reihe von Verlusten auf, die er gehabt haben wollte. Mit diesen Angaben hatte es übrigens seine volle Wichtigkeit, denn man fand später die bezeichneten Gegenstände sämmtlich im Lagerstroh verstreut. — Noch ein anderer erhob ebenfalls von Zeit zu Zeit seine Stimme, und zwar um wehmüthig seinen Nachbar zu bitten, daß er seinen gestiefelten Fuß, der ihn sehr belästige, etwas zurückziehen möge. Hierauf antwortete jedes Mal ein schlaftrunkner Musensohn aus einem entfernten Winkel des Zimmers mit der festen Versicherung, daß er sich seiner Stiefeln längst entledigt habe. Er war also sicherlich nicht der Angeredete. Der Bittende bemerkte ihm auf seine Antwort, die er für eine ausweichende nahm, immer: „Selbst ein Stiefel“ und schlief wieder ein, um später seine Rede auf's Neue zu beginnen.

Auch am zweiten Pfingsttage lenkte die ganze Schaar der Zechbrüder bald wieder vom Schlosse des Rothbart zu unserem Einsiedler ihre Schritte. Dieser weiß die Studenten zu behandeln; er nennt sich mit ihnen Allen Du und trägt ihnen oft auf allgemeines Verlangen seine politischen Gedichte vor, in denen ein gesunder thüringischer Menschenverstand allem Guten und Schönen aufrichtig wohl will. Der treuherzige Ruf „Better, halt 'ne Pause!“ erscholl zu Pfingsten auf der Rothenburg sehr oft, wenn die fröhlichen Gesänge schwiegen, und so oft er erscholl, bestieg der Einsiedler einen Felsen, der ihm als Rednerbühne diente. Er klagte mir, daß er zu Pfingsten vorigen Jahres einmal im Vortrage eines Gedichtes gewaltsam unterbrochen worden sei und zwar bei der Stelle:

Dem Fürsten seine Rechte,  
Der uns're Rechte ehrt.

Einige radicale Studenten wollten ihn, nachdem er die erste der beiden angeführten Zeilen gesprochen hatte, nicht weiter reden lassen, andere verwiesen diese zur Ruhe. Da er aber immer unermüdet wieder anhub: „dem Fürsten seine Rechte — dem Fürsten“, so setzte er es endlich durch, mit schlauer Miene auf den Schlusssatz „der uns're Rechte ehrt“ hinzuzufügen zu können, und erntete nun einen allgemeinen Applaus. — Selbst zu einer so unverfänglichen politischen Demonstration ist es diesmal nicht gekommen, und nur eines Jenensers erinnere ich mich, der, als ich mich zu den Musensohnen gesetzt hatte, zu mir kam und mit den Worten „die Freiheit soll leben“ mit mir anstieß.

Doch muß ich hier eines Göttinger Studenten gedenken, welcher der Sprache nach, in der Gegend von Stade zu Hause sein mochte. Ueber ein ganz einfaches Ereigniß, das sich auf der Rothenburg zutrug, hielt er, im trunkenen Zustande, mit einer leisen Selbstironie an einige zufällig anwesende Bürger und Bauern eine vortreffliche Rede, die von einem so kräftigen Rechtsbewußtsein zeugte, wie es sich in Hannover selten finden möchte und auf die Angeredeten einen so tiefen Eindruck machte, daß sie in ihm ganz im Allgemeinen einen Kämpfer für Freiheit und Recht sahen. Er hatte einen Tornister dem Einsiedler zum Aufbewahren gegeben und dieser war, mit noch drei andern, in der offenen und oft ganz menschenleeren Klausel abhanden gekommen. Er hielt nun eine förmliche Rede hierüber an jene Bürger und Bauern, in der er die Wichtigkeit des Eigenthums mit schlagenden Gründen auseinander setzte. Und insbesondere sei das Ränzeln wichtig für den Studenten. Wer denn wandern könne ohne Ränzeln? und ob denn nicht der Student während der Ferien auß's Wandern angewiesen sei? Zwar, wenn nur sein Tornister abhanden gekommen sei, so würde er kein Wort darüber verlieren; aber vier Tornister seien abhanden gekommen! Was daraus werden solle, wenn ein Student, der dem Einsiedler ein Ränzeln übergäbe, nicht sicher sei, daß er es auch wieder von der Rothenburg mit hinunter nehmen könne? Eine solche Unsicherheit des Eigenthums mache gradezu seinen Verstand schwindeln! Zwar der Einsiedler sei ein Ehrenmann; aber ob die Herren nicht auch der Ansicht seien, daß er ihm und seinen Commilitonen ihren Schaden vergüten müsse (was ihnen übrigens noch gar nicht verweigert war)? So ungefähr sprach er. Der ernsthafte Eindruck, den seine Worte auf die Leute machten, wurde selbst durch manche komische Unterbrechungen nur wenig geschwächt. Einmal unterbrach er sich selbst und eilte zornig der Klausel zu, um, wie er sagte, den Einsiedler am Barte zu zupfen. Desters stimmten seine Zuhörer das ihnen bekannt gewordene Lied an:

Und hat der Bursch kein Geld im Beutel,  
So schieert er sich den Teufel d'rum —

worauf er sie mit freudiger Nührung umarmte und mit sang. War aber das für seine Lage allerdings passende Lied zu Ende, so fing er seine Auseinandersetzung wieder von vorn an, und als er endlich aufbrach, drückte ihm ein Mann aus Kellbra mit den begeisterten Worten: „Leben Sie wohl, Sie wackerer Kämpfer für Freiheit und Recht“ die Hand.

Ueberhaupt aber ging es in der Gesellschaft auf der Rothenburg an

diesem Tage etwas wild her und es war recht charakteristisch, daß ich auf einer Nachtpromenade, welche ich den Nachtigallen zu Gefallen in der lauen Frühlingsluft durch die Laubengänge des Schlosses machte, mit dem Fuße plötzlich auf die Gedichte des Wirthes stieß, welche dieser auf der „Bier-tafel“ für seine Gäste zur Ansicht ausgelegt hatte. Auch die Nachtigallen waren ganz ausgelassen in ihrer Lust und als ich weiter ging, mußte ich an einen Roman von Clemens Brentano denken, worin ein Mann, der an der türkischen Grenze mitten in einem Walde wohnt, das Geschir der Nacht unter die Nachtigallen wirft, weil sie ihn im Schlafe stören. — Glücklicher Einsiedler! —

Heinrich Pröhle.